

# „Wittenberg nach der Universität“

## Zur Geschichte des Projekts

*Jens Hüttmann*

### 1. Eine historische Spurensicherung

„Der Verlust der Universität hat in und für Wittenberg Wunden geschlagen und wir wollen zeigen, welche akademischen Spuren weiter bestanden oder neu gezogen wurden.“ Mit diesen Worten eröffnete Reinhard Kreckel, Direktor des Instituts für Hochschulforschung – HoF Wittenberg, am 1. Juni 2002 im Rahmen des „Tags der Forschung“ der Martin-Luther-Universität die Ausstellung „Wittenberg nach der Universität“. Sie wurde bis zum 30. November 2002 im Natur- und Völkerkundemuseum „Julius Riemer“ gezeigt. Seit November 2003 ist sie in erweiterter Form im Internet zu besichtigen.<sup>1</sup>

Mit der Ausstellung, dem parallel veröffentlichten Begleitheft<sup>2</sup> und der ersten umfassenden Bestandsaufnahme von insgesamt fast zwei Jahrhunderten Wittenberger Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte<sup>3</sup> war das erste Teilprojekt einer historischen Spurensicherung und Erinnerungsarbeit abgeschlossen. Es hatte den Zeitraum zwischen der Universitäts-schließung 1817 und der Gründung der Stiftung Leucorea 1994 – 177 Jahre – in den Blick genommen. Am Beginn der Planungen hatte die Idee gestanden, dass in dieser Zeit mehr passiert war, als landläufig angenommen wird:

„Wittenberg lebte nach der Verlegung seiner Universität in kleinstädtischer Beschaulichkeit dahin. Das neugegründete Predigerseminar war nur ein unzureichender Ersatz für das Leben, das die Studenten in den Ort gebracht hatten – einmal davon abgesehen, dass mit ihnen ein wichtiger Wirtschaftsfaktor verlorengegangen war.“<sup>4</sup>

Damit wird zunächst die tatsächliche Wunde angesprochen, die der Verlust verursachte und Wittenberg zwei Jahrhunderte lang eine Stadt ohne Universität sein ließ. Jedoch ist damit nicht ausgemacht, dass das Ende akademischen Lebens auch das Ende jedes wissenschaftlichen Lebens überhaupt bedeutete.

---

<sup>1</sup> Sie findet sich auf der Homepage von HoF Wittenberg unter der Adresse: [www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni](http://www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni)

<sup>2</sup> Jens Hüttmann (Hg.): Wittenberg nach der Universität. Begleitheft zur Ausstellung, Wittenberg 2002.

<sup>3</sup> Peer Pasternack: 177 Jahre. Zwischen Universitäts-schließung und Gründung der Stiftung Leucorea: Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1817–1994 (Themata Leucoreana, Vorträge und Abhandlungen der Stiftung „Leucorea“), Wittenberg 2002.

<sup>4</sup> Fred Reinke: Wittenberg. Entdecken und Erinnern. München 1994, S. 44.

Hier lag der regionalspezifische Ausgangsgedanke des Projekts: 177 Jahre, nach dem die Universität Leucorea aufgehoben worden war – administrativ vollzogen als Vereinigung mit der Friedrichs-Universität zu Halle/Saale – erfolgte 1994 die Gründung der Stiftung Leucorea, die sich in der historischen Kontinuität zur Universität sieht. Sie operiert als eigenständig verwaltete Außenstelle der Universität in Halle, und als ihre wesentliche Aufgabe wurde formuliert, zur „Wiederbelebung akademischen Lebens in Wittenberg“ beizutragen.

Von Interesse ist daher, woran diese Wiederbelebung vor Ort anknüpfen kann. In der Tat hatte es zwischen 1817 und 1994 in Wittenberg zwar kein akademisches Leben im engeren Sinne gegeben, sehr wohl hingegen fanden Wissenschaft und (Höhere) Bildung in relevantem Umfang statt: Obgleich Wittenberg mit der Universität etwas für seine städtische Existenz und sein Selbstverständnis sehr Gewichtiges verloren hatte,<sup>5</sup> entwickelte die Stadt alsbald aus sich heraus auch wieder Eigenes und schöpfte Kräfte aus anderen Quellen. Auch an Orten ohne Universität vermag Entsprechendes zu entstehen:

„Teils waren es praktische Gründe, bspw. solche der technologisch-industriellen Innovation, teils strukturpolitische Gründe, die zur Ansiedlung nichtuniversitärer Forschungs- und Bildungseinrichtungen führten. Kulturelle Motive bildungsbürgerlicher Distinktionsbedürfnisse spielten eine Rolle, vor allem aber auch reformationshistorische Gründe, die sich etwa im Vorhandensein überregional bedeutender Archive unabweisbar materialisierten. Schließlich war es die zunehmende Verwissenschaftlichung zahlreicher gesellschaftlicher Bereiche, die sich niederschlug in sozial verbreiteten Bildungsbedürfnissen, verstärkten Notwendigkeiten der Wissenschaftspopularisierung und einer Ausweitung von Freizeitforschungsaktivitäten.“<sup>6</sup>

Eine Wittenberger Besonderheit hierbei besteht darin, dass sich in der Stadt seit dem Ende des 16. Jahrhunderts zwei Linien wissenschaftlicher und wissenschaftsnaher Aktivitäten unterscheiden lassen: die reformationsbezogenen und die nicht auf die Reformation bezogenen. Wittenberg hatte sein städtisches Leben gleichermaßen als Erbeverwalterin der Reformation wie als ‚ganz normale‘ Stadt mit jeweils aktuellen und in die Zukunft gerichteten Interessen zu gestalten. Diese Doppelgleisigkeit prägte auch ihr 19. und das 20. Jahrhundert. Die derart gezogenen Spuren freizulegen, zu dokumentieren, zu systematisieren und damit dem öffentlichen Bewusstsein verfügbar zu machen ist Anliegen des Projekts.

---

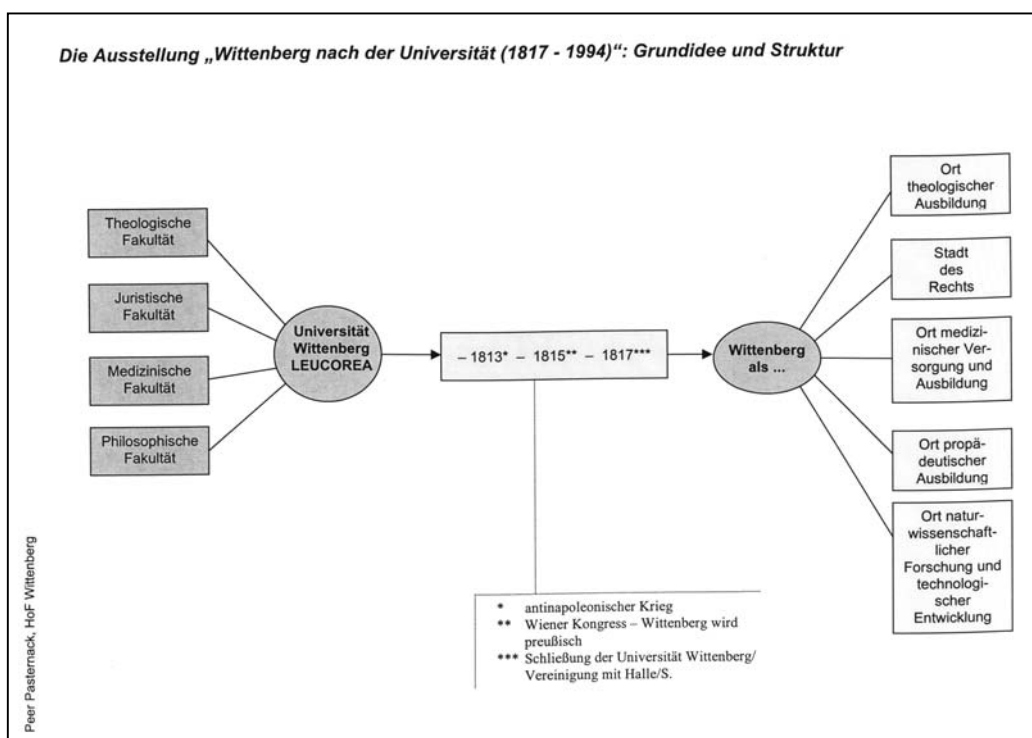
<sup>5</sup> Co-Kurator Peer Pasternack, zu diesem Zeitpunkt Berliner Wissenschaftsstaatssekretär, betonte bei der Ausstellungseröffnung, dass er es als Vorteil empfände, nicht als *preußischer* Staatssekretär auftreten zu müssen, da es bekanntermaßen eine preußische Kabinettsordre gewesen war, welche die Wittenberger Universitätsschließung seinerzeit angeordnet hatte („Wittenberg nach der Universität“. Ausstellung des HoF Wittenberg am Tag der Forschung eröffnet, in: *HoF-Berichterstatter* 2/2002, S. 3).

<sup>6</sup> Peer Pasternack: 177 Jahre, a.a.O., S. 11.

## 2. „Wittenberg nach der Universität“ – Ausstellungskonzeption und Umsetzung

An der Ausstellung waren als Partner insgesamt acht Wittenberger und Hallenser Institutionen und mehr als 40 Wittenberger Bürger und Bürgerinnen beteiligt.<sup>7</sup> Das von HoF Wittenberg zwölf Monate lang koordinierte und moderierte Projekt – der Beitrag des Instituts zu den Feiern des 500. Gründungsjubiläums der Universität Wittenberg im Jahre 2002 – sollte weitaus mehr als nur mittelstädtische Beschaulichkeit zeigen. Die zu beantwortende Frage war: Woraus entwickelte die Stadt aus sich heraus auch wieder Eigenes und schöpfte Kräfte aus anderen Quellen?

Antworten auf diese Frage wurden im Rahmen eines modulartigen Aufbaus der Ausstellung formuliert. Insgesamt setzt sie sich aus sechs Modulen zusammen, die jeweils von den beteiligten Einrichtungen erarbeitet wurden. Im Eingangs- und Ausgangsbereich rahmten zwei Module das eigentliche Ausstellungszentrum: eingangs ein chronologischer Über-



<sup>7</sup> Neben HoF Wittenberg waren dies die Geschäftsleitung SKW Stickstoffwerke Piesteritz GmbH bzw. die Piesteritzer Industrieforschung, die Stiftung Leucorea, das Evangelische Predigerseminar, Prof. Dr. Heiner Lück von der Juristischen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, das Melanchthongymnasium, die Paul-Gerhardt-Stiftung, Pflug e.V., das Stadtgeschichtliche Zentrum sowie die Stadt Lutherstadt Wittenberg. Die komplette Liste aller Beteiligten finden sich in dem erwähnten Begleitheft zur Ausstellung: Jens Hüttmann, „Wittenberg nach der Universität“, a.a.O., S. 35.

blick über die Stadt- und Universitätsgeschichte sowie ein Wanderweg durch alle Ausstellungen anlässlich des Universitätsjubiläums 2002; ausgangs eine Darstellung der neuen Impulse, die von der Neugründung der Stiftung Leucorea im Jahre 1994 ausgehen.<sup>8</sup>

Das konzeptionelle Ausstellungszentrum bildeten vier Module, als deren Ordnungsprinzip die vier Fakultäten der Wittenberger Universität verwendet wurden: Theologische, Medizinische, Juristische und Philosophische Fakultät. Gezeigt wurde (bzw. wird jetzt im Internet), dass die Kontinuitätsbrüche nach der Universitätsschließung im einzelnen sehr unterschiedlich ausgefallen sind. Es werden Institutionen (mit ihrer Geschichte zwischen 1817 und heute) präsentiert, die thematische Anknüpfungspunkte zu den Universitätsfakultäten aufweisen – ohne deren Fortsetzung zu sein. An Hand vielfältiger Exponate und prägnanter Texttafeln wird ‚Wittenberg nach der Universität‘ als Ort theologischer Ausbildung (Predigerseminar), als Ort medizinischer Ausbildung und Versorgung (Hebammenlehrinstitut/Paul-Gerhardt-Stift), als Ort der Rechtsprechung (Amtsgericht) sowie als Ort propädeutischer Ausbildung und naturwissenschaftlicher Forschung (Melanchthon-Gymnasium und Piesteritzer Industrieforschung) dargestellt.

Die Ausstellung postuliert keine künstlichen Kontinuitäten. Es soll vielmehr verdeutlicht werden, dass Wittenbergs geistiges Leben mit der Universitätsschließung kein jähes Ende fand. Dass dieses Leben in anderen Formen fort existierte gilt im engeren Sinne im Bereich der theologischen Ausbildung – das Predigerseminar kann für sich durchaus in Anspruch nehmen, in direkter Nachfolge zur Universität zu existieren. Ebenso ist das 1828 zum Gymnasium erhobene Lyceum, heute Melanchthon-Gymnasium, ein Traditionsträger. Andere Einrichtungen hingegen, wie das Paul-Gerhardt-Stift oder die Piesteritzer Industrieforschung, sind genuine Entstehungen des 19. Jahrhunderts.

Insgesamt zeigt bereits das bislang Dargestellte mehr als „kleinstädtische Beschaulichkeit“, die der oben zitierte Wittenberg-Bildband mit dem programmatischen Titel „Entdecken und Erinnern“ hervorhebt. Zudem: Für die Geschichte der Ausstellung „Wittenberg nach der Universität“, die hier erzählt wird, wäre das Motto in ‚Wiederentdecken und Erinnern‘ umzuformulieren. Denn die daran Mitwirkenden konnten für die Ausstellung nicht zuletzt auf ihre eigene Zeitzeugenschaft zurückgreifen.

Das gilt ebenso für zahlreiche der Beteiligten des vorliegenden Bandes, der – Teilprojekt 2 der Spurensicherung – eine umfassende Darstellung der Geschichte von Bildung und Wissenschaft in Wittenberg zwischen 1945 und 1994 liefert. Der vorliegende Band erweitert einerseits das thematische Spektrum der Ausstellung und schränkt andererseits deren Betrachtungszeitraum ein. Thematisch geht es nunmehr nicht allein um Wittenberg als

---

<sup>8</sup> Vor diesem Hintergrund legte zur Ausstellungseröffnung der Festvortrag über „Translatio studii. Gedanken zur Gründung, Neugründung und Traditionswahrung der 500jährigen Universität Wittenberg“ eine systematische Basis für das, was in der Ausstellung für die Zeit nach der Universitätsschließung 1817 präsentiert wird. Er wurde vor den über 80 Anwesenden von der emeritierten Universitätshistorikerin Laetitia Boehm (München) gehalten. Vgl. die anlässlich ihres 65. Geburtstages publizierte Auswahl ihrer Aufsätze: Laetitia Boehm: Geschichtsdenken, Bildungsgeschichte, Wissenschaftsgeschichte. Hg. von Gert Melville, Berlin 1996; sowie ihre zum ebenfalls 500-jährigen Jubiläum der Münchner Universität verfasste Studie: Ludwig-Maximilians-Universität: Ingolstadt, Landshut, München. 1472-1972, Berlin 1972.



*Bilder einer Ausstellung: „Wittenberg nach der Universität“, 2. Juni – 30. November 2002 im Riemer-Museum, Schloss Wittenberg*

Stadt der Theologie, Ort des Rechts, der medizinischen Ausbildung und Versorgung, Ort propädeutischer Ausbildung sowie naturwissenschaftlicher Forschung und technologischer Entwicklung, sondern um Bildung und Wissenschaft in einem breiten Verständnis: von der Pflege der reformatorischen Zeugnisse und Museumswesen über Heimatgeschichtsschreibung, Freizeitnaturforschung, allgemeines und höheres Schulwesen, Archiv- und Bibliothekswesen bis hin zur Kultur als Bildungsträger. Zeitlich hingegen erstreckt sich der Fokus der Betrachtungen im Unterschied zur Ausstellung nicht auf die gesamten Jahre nach der Universitätsschließung, sondern auf die Zeit nach dem 2. Weltkrieg, genauer die Jahre zwischen 1945 und 1994 – das Jahr, in dem die Stiftung Leucorea gegründet wurde. Diese Zeit umfasst jene 50 Jahre, die unmittelbar vor der Wiederbelebung universitären Lebens in Wittenberg standen. Sie enthalten damit das Potential, woran vor Ort bei dieser Wiederbelebung direkt angeknüpft werden kann.

Zu Beginn der Arbeit an Ausstellung wie Buchprojekt hatten sich die Beteiligten auf einige inhaltliche und formale Vorgaben geeinigt. Jedoch waren diese nicht im Sinne eines strengen Korsetts zu verstehen, sondern als Rahmen, der Gestaltungsfreiheit sowohl zulassen sollte wie auch explizit wünschte. Manches wurde anders, und vielleicht besser, umgesetzt, als es ursprünglich geplant war. Zu bedenken war schließlich auch, dass die Zeit nach

1945 noch recht nah und unabgeschlossen ist. Wie geht man mit Spannungen zwischen persönlicher und kollektiver Geschichte um, die in die Gegenwart hineinreichen?

### 3. Bildung, Wissenschaft und Lebensgeschichte

In manchen Ausstellungskapiteln werden entscheidende historische Epochen Deutschlands im 20. Jahrhundert – etwa die beiden sehr unterschiedlichen Diktaturerfahrungen – nicht oder nur am Rande thematisiert. Die Gründe hierfür liegen einerseits darin, dass zu manchen Themen die regionalhistorische Forschung in den Kinderschuhen steckt oder noch im Fluss ist. Andererseits sind sie aber auch in den persönlichen Prioritätensetzungen der beteiligten Ausstellungsautoren zu suchen.

Von dem französischen Soziologen Maurice Halbwachs, der 1945 von den Nazis im KZ Buchenwald ermordet wurde, stammt die These, dass die Art und Weise, wie wir historische Forschung betreiben und uns erinnern, untrennbar gebunden ist an aktuelle soziale Bedingungen. Vor diesem Hintergrund ist ein individuelles Gedächtnis immer nur im Rahmen eines „kollektives Gedächtnisses“ funktionsfähig. Die Vergangenheit erscheint in dieser Perspektive als etwas, das nicht in unveränderter Form fortlebt und von Individuen und Gruppen jeweils bei Bedarf abgerufen werden kann: „Geschichte“ wird fortwährend unter den jeweils gegenwärtigen Verhältnissen neu (re-)konstruiert, was immer Erinnern und Vergessen einschließt.<sup>9</sup>

Die unterschiedlichen Facetten der Ausstellung beleuchten somit zum Teil auch aktuelle Interessen, Motivationen und Befindlichkeiten der verantwortlichen Akteure, bzw. spiegeln auch die gegenwärtigen Brennpunkte des sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens Wittenbergs wider. So speist sich etwa da nachvollziehbare Selbstbewusstsein der Paul-Gerhardt-Stiftung heute auch daraus, dass sie mit ca. 800 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einer der größten Arbeitgeber der Stadt Wittenberg ist.

Die Ausstellung bündelt aber nicht nur unterschiedliche inhaltliche Präferenzen, sondern auch generationelle Erfahrungen und berufliche Hintergründe, die ebenso wie die Herkunft der Beteiligten voneinander abweichen: Beteiligt waren Gymnasiasten des Melanchthon-Gymnasiums, Hochschullehrer, junge Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler, Historiker, Ärzte sowie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem Umkreis der Piesteritzer Industrieforschung.

Für Letztere ist etwa die Explosion auf dem WASAG-Gelände im Jahre 1935 teilweise immer noch als ein wichtiges lebensgeschichtliches Ereignis in Erinnerung, während die Nachgeborenen sich jetzt erst in der Ausstellung ein Bild davon machen können. Trotz dieser unterschiedlichen Zugänge stellte sich während eines Rundgangs mit einer Schulklasse und Mitarbeitern der Stiftung Leucorea durch die Ausstellungsräume jedoch heraus, dass die Explosion als zumindest teilweise generationenübergreifend bekannt gelten kann. Wie diese gemeinsamen Erfahrungsbestände hingegen jeweils angeeignet werden, variiert

---

<sup>9</sup> Maurice Halbwachs: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Frankfurt a.M. 1985 [1925].

# Selbstbewusst und mit ein wenig Trotz

„Wittenberg nach der Universität“ zeigt Bildung und Forschung in 177 Jahren hochschulloser Zeit

Von KARINA BLÜTHGEN

**Wittenberg/MZ.** Es ist vom Thema her sicher die ungewöhnlichste Ausstellung anlässlich des 500. Gründungsjubiläums der Universität Wittenberg. Denn die Exposition „Wittenberg nach der Universität“, ein Beitrag des Instituts für Hochschulforschung (HoF) an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, im Schloss der Lutherstadt widmet sich der Zeit nach 1817, also der Zeit, als die Stadt in Folge des Wiener Kongresses ihre Hochschule verloren hatte.

„Der Verlust der Universität hat in und für Wittenberg Wunden geschlagen“, eröffnete Reinhard Kreckel, Direktor des HoF, die Ausstellung. „Wir wollen zeigen, welche akademischen Spuren weiter bestanden oder neu gezogen wurden.“ Ausgehend von den vier Fakultäten der Universität als dem ordnenden Prinzip wird Wittenberg als Ort theologischer und me-

dizinischer Ausbildung, der Rechtsprechung sowie propädeutischer Ausbildung sowie naturwissenschaftlicher Forschung gezeigt. Initiator Peer Pasternack, früherer Mitarbeiter des HoF und jetzt Wissenschafts-Staatssekretär in Berlin, erinnerte an die Anfänge für die Schau als „diffuse Ideensammlung“, von der manch origineller Gedanke nicht zu realisieren war.

„Der Verlust der Universität hat Wunden geschlagen.“

REINHARD KRECKEL  
DIREKTOR DES HO F

Die Ausstellung verdeutlicht sehr wohl, dass sich das geistige Leben nach dem Ende der Universität in Wittenberg in anderen Formen fortsetzte und entwickelte. Nicht nur das Predigerseminar, 1817 als Ersatz für die Universität in Wittenberg eröffnet, sei genannt. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts

blühte mit der Ansiedlung von Unternehmen auch die Industrieforschung auf. Zu sehen sind Laborggeräte, Patentschriften und einst so beliebte Produkte wie Stiefel aus den Gummiwerken, Bohnerwachs von Wittol und der Waschnittelzusatz Pia 60 aus dem Stickstoffwerk.

Neben der detailreichen Schau zu medizinischen Einrichtungen Wittenbergs nimmt das Melanchthongymnasium großen Raum ein, das seine Tradition bis auf die erste Stadtschule zurück führt. Die heutigen Gymnasiasten hatten es übernommen, die Eröffnung künstlerisch zu umrahmen. Der Bogen der Ausstellung schließt sich mit der 1994 ins Leben gerufenen Stiftung Leucorea, mit der wieder akademisches Leben in Wittenberg einzog - bescheidener zwar, aber mit beträchtlicher Ausstrahlungskraft.

Selbst Sachsen-Anhalts Ministerpräsident Wolfgang Böhmer (CDU) hatte es sich nicht nehmen lassen,

zur Eröffnung zu erscheinen, hatte er doch an der Vorbereitung entscheidenden Anteil. „Ich wäre auch gekommen, wenn Sie mich nicht eingeladen hätten“, erklärte Böhmer schmunzelnd.

„Eine Volluniversität in Wittenberg wird es nicht wieder geben.“

WOLFGANG BÖHMER (CDU)  
MINISTERPRÄSIDENT

Diese Ausstellung sei für ihn weniger Trotzreaktion als vielmehr ein Zeichen des Selbstbehauptungswillens, mit Schwierigkeiten fertig zu werden. Denn auf so manches Ausstellungsstück musste verzichtet werden, weil es bereits für die Schau in Halle vorgesehen war. Böhmer machte angesichts der Vielzahl von Forschungseinrichtungen im Land aber deutlich: „Eine Volluniversität in Wittenberg wird es nicht wieder geben.“

im Einzelfall: Gedächtnistätigkeit ist keine Aufbewahrungs-, sondern eine Konstruktionsarbeit unter den Bedingungen der Gegenwart – und wird in individueller Praxis jeweils angeeignet.

Wo unterschiedliche Perspektiven und Erinnerungen existieren, sind auch Konflikte nicht weit. Dies war auch in der redaktionellen Arbeit auf zum Teil sehr unterschiedliche Weise zu beobachten. Einige Teilnehmer des Unternehmens befürchteten etwa, es könne bei dem Projekt zu einer Glorifizierung der parteigeleiteten Politik in der DDR kommen. Damit wurde ein in der Tat bestehendes Problem angesprochen. Jedoch gab es gute Gründe anzunehmen, dass dies nicht das gesamte Projekt, sondern allenfalls einzelne Beiträge betreffen könnte. Dafür sprach jedenfalls die von Beginn an erstrebte Perspektivenvielfalt. Erst deren Zusammenspiel und mögliche wechselseitige Kontrastierungen, so die methodische Grundannahme, schaffen gemeinsam ein Gesamtbild.

## 4. Plurale Perspektiven der Wittenberger Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte

Als Voraussetzung für eine angemessene Auseinandersetzung mit der Wittenberger Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte wurde zweierlei gesehen: Zum einen sollte es gelingen, in der Ausstellung genauso wie im hier vorgelegten Buch eine überzeugende Mischung pluraler Zeitzeugen-Perspektiven zu realisieren. Zum anderen sollten auch Beiträge von Wissenschaftlern aufgenommen werden, deren professionell-analytische Herange-

hensweise nicht zuletzt notwendige Kontextualisierungen der anderen Texte erbringen sollte. Dahinter stehen die Überzeugungen, dass es in der Geschichtsschreibung die eine und einzige Wahrheit nicht gibt, und dass sowohl die Zeitzeugen- wie die wissenschaftlichen Perspektiven gleichermaßen notwendig sind.

Bei einigen Einzelbeiträgen ging es auch darum, manche der Zeitzeugen überhaupt erst zum Sprechen bzw. Schreiben zu bewegen, um deren Erfahrungsbestände zu sichern. Dies war nicht in allen Fällen bzw. in allen von den Herausgebern angedachten Themenfeldern möglich. Um so wichtiger war es dann, dass bei der Lektorierung der Texte von den Herausgebern alles vermieden wurde, was zu Neubewertungen bzw. Umwertungen der dargestellten Erinnerungen hätte führen können: Als sehr viel wichtiger erschien die Sicherung der lebensgeschichtlichen Zeugnisse.

Gleichwohl wurden die Manuskripte z.T. mehrfach mit ihren Autorinnen bzw. Autoren diskutiert. So drehten sich bei manchen Passagen die Diskussionen darum, welche zum Teil auch schmerzhaften Erinnerungen oder Ereignissen wie und in welcher Form überhaupt präsentiert werden sollten. Das betraf etwa nicht zu leugnende Fakten über in der DDR angesehene Bekannte, Freunde und Kollegen, deren Vergangenheit vor 1945 im NS-Staat noch eine ganz andere gewesen war. Was soll davon erinnert, was vergessen werden?

Wenn dennoch nun am Ende in dem Buch womöglich – nicht einträchtig, aber doch nebeneinander – Glorifizierungen wie Verdammungen von z.T. ein und denselben Vorgängen wie auch unterschiedlicher Betrachtungsweisen dokumentiert sind, so erscheint das weniger als ein Nachteil, sondern gerade als ein Vorzug: Denn so war ja nun einmal das Leben in Wittenberg in der DDR, dass es keineswegs einheitliche Positionen gab, und dass die Uneinheitlichkeit sich unter anderem aus der jeweiligen Stellung zu den politischen Verhältnissen ableitete. Wo sollte sich das deutlicher niederschlagen, wenn nicht im Bereich von Bildung und Kultur, wo Ideen, Einstellungen und Meinungen produziert und distribuiert werden? Immerhin spielten gerade diese Themen für das Selbstverständnis der DDR selbst eine wichtige Rolle – etwa beim Jugendweihe-Gelöbnis:

„Seid Ihr bereit, als treue Söhne und Töchter unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates nach hoher Bildung und Kultur zu streben, Meister eures Faches zu werden, unentwegt zu lernen und all euer Wissen und Können für die Verwirklichung unserer großen humanistischen Ideale einzusetzen, so antwortet: Ja, das geloben wir!“<sup>10</sup>

Exposition und Sammelband betonen deshalb beide die Brüche in der Einheitlichkeit, die ein Zeichen für die Lebendigkeit und Vielschichtigkeit der heutigen Lebenswelt Wittenbergs sind. Erneut mit Halbwachs kann man hier anschließen, dass sich nach epochalen Brüchen auch die Erinnerung als Ort historischer Selbstvergewisserung jeweils neu justieren muss.

Die Ausstellung wie der vorliegende Band bieten dem Besucher bzw. Leser somit ein breites Themenspektrum, das lebensgeschichtlich geprägte Beiträgen ebenso wie wissen-

---

<sup>10</sup> zit. nach Zentraler Ausschuss für Jugendweihe in der Deutschen Demokratischen Republik (Hg.): Meine Jugendweihe. Teilnehmerheft 1989/90, Berlin 1988, S. 16



schaftliche Ergebnisse präsentiert. In Zeiten, in denen gerade auch in den mittlerweile gar nicht mehr so Neuen Ländern Orientierungspunkte dieser Art rar sind, weil man im Alltag mit weitaus handfesteren Problemen zu tun hat, kann dies neue Denkanstöße und auch Selbstbewusstsein vermitteln, das defizitäre ökonomische Grundlagen wenigstens zum Teil zu kompensieren vermag.

Dass dies besonders auch seitens der Politik so gesehen wird, machte ein Hinweis des Ministerpräsidenten Wolfgang Böhmer deutlich, der die Exposition bei der Ausstellungseröffnung als „Zeichen der Selbstbehauptung der Wittenberger“ würdigte.<sup>11</sup> Volkmar Kunze, Wittenberger Bürgermeister, betonte bei gleicher Gelegenheit den Wert bürgerschaftlichen Engagements für die Verlebendigung von Erinnerung, wie es sich im Ausstellungsteam gezeigt habe, und die Bedeutung solcher Erinnerungsarbeit für die gegenwärtige und künftige Standortbestimmung der Stadt.<sup>12</sup>

Insgesamt sollen die Ausstellung „Wittenberg nach der Universität“ ebenso wie ihre Folgeprojekte als wissenschaftsgestützte Aktivität verstanden und betrieben werden, die regionale erinnerungsbezogene Prozesse – als Gemeinschaftswerk von unterschiedlichsten Personen und insbesondere als intergenerationelles Projekt – unterstützen und mit vorantreiben. Verbunden ist damit der Wunsch, dass auch zukünftig in Wittenberg akademische Spuren gesichert und neu gezogen werden können.<sup>13</sup>

---

<sup>11</sup> „Wittenberg nach der Universität“. Ausstellung des HoF Wittenberg am Tag der Forschung eröffnet, in: *HoF-Berichterstatter* 2/2002, S. 3.

<sup>12</sup> ebd.

<sup>13</sup> Möglichkeiten für zukünftige Forschungen sind vielfältig denkbar: So warten etwa im Archiv von Pflug e.V. 600 transkribierte lebensgeschichtliche Interviews auf ihre wissenschaftliche Bearbeitung. Vgl. hierzu <http://www.wittenberg.de/vereine/pflug/projekt.html> [Zugriff am 17. März 2004].